

Zur Psychologie der deutsch-französischen Verständigung

Von Viktor Dillard S. J.

Vorbemerkung der Redaktion. Am 8. September 1931 erklärte Lord Robert Cecil auf der Völkerbundsversammlung in Genf: „Wenn eine wirkliche Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland, nicht nur in Worten, sondern auch in Taten, zustande käme, würde das, glaube ich, bedeuten, daß drei Viertel aller politischen Agitation in der Welt verschwindet.“ Mit diesen Worten ist die überragende Wichtigkeit der deutsch-französischen Verständigung scharf umrissen. Um eine solche Verständigung herbeizuführen, ist es unbedingt notwendig, daß die beiden Völker einander besser als bisher kennen lernen. Das aber ist nur möglich durch gegenseitige offene Aussprache. Von diesem Gedanken geleitet, geben wir im Folgenden einem Franzosen das Wort, nicht um unsere Ansicht über die berührten Fragen darzulegen, sondern um den deutschen Lesern einen Einblick in die französische Sinnesart und seelische Haltung gegenüber Deutschland zu geben. Wir dürfen dabei die deutschen Forderungen der Streichung der Reparationen, der Abrüstung und nationalen Gleichberechtigung und ihre Begründung als bekannt voraussetzen.

Ließen sich die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland nur vom katholischen Standpunkt aus betrachten, so müßten sie leicht zu klären sein. Aus den einfachsten Forderungen der Nächstenliebe ergäbe sich die Pflicht vollständiger Aussöhnung. Die lebendige Einheit der katholischen Gemeinschaft, die alle Glieder des mystischen Leibes Christi miteinander verbindet, müßte sie unaufhörlich drängen, sich ihrer übernatürlichen Gemeinschaft wirksam bewußt zu bleiben. Je frischer die Wunden sind, die der Krieg der gegenseitigen Liebe geschlagen hat, um so größer müßte der Eifer sein, wieder zu vereinen, was getrennt oder gelockert worden ist.

Es ist merkwürdig genug, daß die natürlichen Forderungen der Wirtschaftsordnung in dieselbe Richtung weisen. Ist doch seit 1919 von sachverständiger Seite immer wieder, wie es auch der Papst getan hat, auf die Gefahren einer übertriebenen wirtschaftlichen Autarkie hingewiesen und betont worden, daß es in der heutigen Krise kein anderes Heil gibt als internationale Organisation der Zölle, der Währungen und der Wirtschaft.

Man sollte meinen, wo geistliche und weltliche Strömungen so zusammenfließen, müßten alle Hindernisse, die von persönlichem Eigennutz aufgetürmt sind, bald hinweggeschwemmt werden. Selten ist die Übereinstimmung zwischen den sittlichen Forderungen des Evangeliums und dem wahren Wohle der Menschheit so offen anerkannt worden wie in diesem Falle. Trotzdem sind seit vielen Jahren alle Versuche durch gefühlvolle Kundgebungen, durch Gründung von Werbeausschüssen, durch Erwägung unserer elementarsten Verpflichtungen eine wirkliche Verständigung zu erreichen, ohne durchschlagenden Erfolg geblieben. Seit geraumer Zeit hat man sogar den Eindruck, als ob ein Rückschritt zu verzeichnen wäre, als ob die beiden Völker unbewußt wieder zu den getrennten Wegen zurückkehren wollten, die sie vor 1914 gegangen sind.

Es sollen hier von französischer Seite die Schwierigkeiten umschrieben werden, die sich auf psychologischem Gebiet dem beiderseitigen Empfinden entgegenstellen. Es sollen die Ursachen der Mißverständnisse aufgezeigt und die Beschwerden geäußert werden, die tatsächlich vorliegen. Es fehlt auf keiner von beiden Seiten an gutem Willen, wir verstehen einander zu wenig, weil wir uns nicht genug kennen: der Liebe muß eine gründliche Kenntnis vorausgehen, dann erst wird sie auch ihrerseits das Verständnis verfeinern.

Wenn man von der französischen Einstellung, der französischen Psychologie, der öffentlichen Meinung in Frankreich, dem „Durchschnittsfranzosen“ spricht, sollte man nie vergessen, wie wenig schon diese Ausdrücke sich mit der Wirklichkeit decken. Es gibt keinen Durchschnittsfranzosen. Wenn bekanntlich in jeder menschlichen Gemeinschaft die einzelnen in mancher Beziehung ungleichartig sind, so gilt das in höchstem Grade vom französischen Volke. Sein Individualismus widerstrebt gleichförmigem Denken und starken Bindungen. Während der Deutsche sich gern an ein allgemein gültiges Programm hält, sich leichter für den amtlichen Standpunkt und die gesetzmäßige Autorität gewinnen läßt und seiner Tätigkeit sozusagen notwendig die soziale Form des Vereins und sogar der Front gibt, ist dem Franzosen diese Form der Kultur durchaus zuwider. Er ist immer kritisch und will nicht sein wie die andern. Daher z. B. seine schöpferische Befähigung für Moden, die ja verschwinden müssen, sobald sie allgemein angenommen sind. Daher seine Unfähigkeit, sich einer Sportsmannschaft einzuordnen, — neben bedeutenden Leistungen im Einzelsport. Leider erinnert man sich an diesen unbezweifelbaren Charakterzug des Franzosen zu wenig, wenn von der öffentlichen Meinung Frankreichs die Rede ist. Frankreich ist weder Louis Marin noch André Tardieu noch Léon Blum noch Marc Sangnier. Alle diese Männer sind durchaus französisch, aber nichts an ihnen ist so französisch, wie daß sie ganz verschiedene Anschauungen haben. Wenn wir also jetzt untersuchen, was für eine Idee sich der Deutsche vom Franzosen im allgemeinen macht, und was der Durchschnittsfranzose andererseits über derartige Fragen denkt, so geschieht das immer mit der Einschränkung, daß die öffentliche Meinung sich in Frankreich viel weniger als anderswo auf einen gemeinsamen Nenner bringen läßt.

Die öffentliche Meinung hängt überall von mancherlei Strömungen ab, deren sich der einzelne nicht klar bewußt ist, so daß es fast unmöglich ist, sie auf verantwortliche Urheber zurückzuführen. So ist es mit dem sogenannten Nationalismus des Franzosen. Sein eigentlicher Grund ist überhaupt ein ganz anderer, als die mehr oder weniger stichhaltigen Erklärungen, mit denen jeder Franzose ihn rechtfertigt, ahnen lassen. Aber sie werden doch wenigstens in gutem Glauben vorgebracht. Darüber empört sich nun aber der Nichtfranzose nur allzuleicht, weil er in den Zeitungen nur die Scheingründe liest. Die wirklichen aber sind ganz anderswo, und man spricht davon fast gar nicht.

Man hört in Frankreich nicht selten, zuletzt seien es sittliche Anschauungen, die unsere Verständigung mit Deutschland erschwerten. Achtung

vor den Verträgen, Stehen zu den Unterschriften, Geradheit der Absichten, das sind die in Deutschland hinlänglich bekannten Leitmotive, die unsere Rechtspresse Tag für Tag variiert. Man möchte aber glauben, daß diese Gründe nur der verstandesmäßige Überbau einer unterbewußten Tendenz sind. Hätte Frankreich eine so unbegrenzte Achtung vor gegebenen Unterschriften, so würde es nicht zweierlei Maß anwenden, je nach dem, ob es sich um die Schulden Deutschlands gegenüber uns oder um unsere Schulden gegenüber Nordamerika handelt. Es ist doch erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit dieselben Zeitungen, die an der Gültigkeit unserer Finanzverträge mit Amerika rütteln, jeden deutschen Wunsch, die Frage der „frei übernommenen“ Schulden neu zu prüfen, unbedingt abweisen. Damit soll der französische „Nationalismus“ keineswegs zu einer bloßen Heuchelei gestempelt werden, sondern es soll nur gesagt werden, daß das eigentliche Grundproblem der deutsch-französischen Spannung nicht eine Moralfrage ist.

Ebenso oft wird in Frankreich behauptet, unsere Sicherheit erlaube so lange keine Verständigung mit Deutschland, als wir uns durch die Hitlerbewegung bedroht fühlen. Wir möchten, so sagt man, gern glauben, daß Deutschland auf kriegerische Vergeltung verzichtet, wenn wir nur nicht bei der deutschen Jugend soviel Freude an soldatischem Wesen und soviel übersteigertes Nationalgefühl sähen. Die Republik singt „Deutschland, Deutschland über alles“ genau wie das Kaiserreich, und aus dem „Drang nach Osten“ ist der „Anschluß“ Österreichs geworden. — Gewiß lassen sich solche Befürchtungen nicht einfachhin vor der Hand weisen, aber es kann auch hier wieder bezweifelt werden, ob sie im letzten Grunde aus französischer Abneigung gegen militärischen Nationalismus entstehen. Warum hätte dann unsere Rechtspresse für die Hitlerbewegung ein anderes Maß als für den italienischen Faschismus? Daß die Gefahr in beiden Fällen nicht dieselbe ist, erscheint nicht als ausreichende Erklärung unserer „nationalistischen“ Einstellung zu Deutschland. Es ist nur ein weiterer Scheingrund. Der wirkliche Grund ist anderswo zu suchen.

Geht man in die Tiefe, so erweist sich das Problem des französischen Nationalismus als ein Problem nicht bloß der Politik oder der Gesellschaftsmoral, sondern der Kultur. Der Franzose kennt den Deutschen nicht, versteht ihn nicht und kann ihn wahrscheinlich gar nicht verstehen, und das ist wohl der ernsteste Vorwurf, den er ihm machen kann. Pierre Viénot hat in seinen „Incertitudes allemandes“ eine beachtenswerte Charakteristik des für uns geheimnisvollen Geisteszustandes der Deutschen von heute gegeben. Daß es sich um ein Geheimnis handelt, war uns längst klar, und dem Franzosen ist gerade das am wenigsten erträglich, was ihm unverständlich ist. Was er nicht in Syllogismen auflösen kann, hält er für gefährlich, zumal wenn seinen Nachbarn das einleuchtet, was ihm geheimnisvoll scheint. Dazu kommt in diesem Falle noch die verwirrende Tatsache, daß wir uns mit vielen Fragen, die in Deutschland an der Tagesordnung sind, kaum beschäftigen. Mit Relativismus, Eugenik, Gottlosenpropaganda, Dämmerung des Kapitalismus, mit Kulturskepsis und Flucht in die Zukunft wissen wir im allgemeinen wenig anzufangen. Der Glaube an die

kapitalistische Wirtschaft läßt sich bei uns nicht so leicht ins Wanken bringen, und der Kulturbegriff steht für uns so fest, daß nur Dilettanten miteinander streiten, ob Kultur einen absoluten Wert in sich haben kann oder nicht. Übrigens will ich gerne gestehen, daß diese Geisteshaltung etwas rückständig ist.

Nach französischer Ansicht steht Deutschland in einer Revolution, die allerdings unblutig ist und vielleicht niemals blutig werden wird. Aber das Schlimme an einer Revolution sind weniger die äußern Gewalttaten als die aufwühlenden Gedanken, die unbemerkt ansteckend weiterwirken. Wir Menschen von heute leben ja überall unter den geistigen Erschütterungen des Bolschewismus und sogar noch der großen Revolution des achtzehnten Jahrhunderts. Die französische Furcht vor Deutschland deckt sich durchaus mit der deutschen Furcht vor dem Kommunismus. Der Deutsche ist für uns eine Art Kommunist, der sich den westlichen Kulturformen soweit angepaßt hat, daß unsere gesund naiven Volksmassen Gefahr laufen, von ihm angesteckt zu werden und die unbedingten Kulturwerte zu verlieren, von denen wir leben. Das Vertrauen zu Deutschland wird zu einer gefährlichen Kapitalanlage, auf die sich unser Bauernkopf nicht gern einläßt. Wenn wir unser Geld überhaupt lieber im Strumpf verwahren, darf man sich nicht wundern, daß wir uns weigern, es für eine Revolution herzugeben. Das ist nach meinem Dafürhalten die Grundströmung, von der unsere militärischen, moralischen und juristischen Einwände gegen die Verständigung getragen werden. Die Deutschen sehen nur die Oberfläche, wenn sie uns deshalb für „nationalistisch“ halten.

Vielleicht ließe das Hindernis sich durch religiöse Beweggründe oder durch Nützlichkeitserwägungen überwinden. Bei allem Mißtrauen ist der Franzose doch nicht taub, wenn man sich auf sein Gewissen beruft. Im Evangelium vom barmherzigen Samariter sehen wir klar, was wir einem Stammesfeinde schuldig sind, der verwundet am Wege liegt, mag sich dieser auch nie dafür dankbar zeigen. Andererseits haben sich die wirtschaftlichen Sachverständigen ja bereits für ein internationales Einvernehmen erklärt.

Aber da erhebt sich eine neue Schwierigkeit. Der Franzose dachte, weil alles von ihm abhängt, müsse sein erster entgegenkommender Schritt beim Deutschen dankbare Begeisterung wecken. Irrtum! Die französischen Vorschläge finden in Deutschland ebensowenig Beifall wie die deutschen in Frankreich. Warum? Als Franzose darf man wohl antworten: Weil die Art unseres Vorangehens für die Deutschen unerträglich zu sein scheint.

Der Franzose hat zunächst den Fehler, ein unerbittlicher Verstandesmensch zu sein. Er zerfasert alles bis auf die letzten Bestandteile, rechnet, vergleicht, zieht Folgerungen, wägt das Unwägbare und tritt stolz mit einem lückenlosen Plan vor die erstaunten Sachverständigen und Diplomaten. Wenn dann der Entwurf durch Ausschüsse und Unterausschüsse geht, machen die übrigen Beteiligten ihre Gegenbemerkungen. Und schließlich verschwindet der Plan ruhmlos.

So geht es nun schon fast dreizehn Jahre. Und das erbittert den Deutschen, denn für ihn stehen Lebensfragen auf dem Spiele. Dieses schwer-

fällige System zerstört seine Nervenkraft. Er glaubt sich berechtigt, die endlose Verschleppung mit einem Schlag auf den Tisch zu beantworten, — und die Folge ist ein schroffer Abbruch der Verhandlungen. Die Sache muß wieder von vorn angefangen werden.

Allerdings könnte die unerträglich „vernünftige“ Art des Franzosen ihr Gutes haben. Aus völlig geklärten Tatsachen könnten sich Folgerungen ergeben, die vielleicht doch nicht ganz unannehmbar wären. Aber ein zweiter französischer Fehler verdirbt trotzdem alles: der Hochmut! Ein deutscher Freund, der uns gut kennt, schreibt in einem Brief aus Frankreich: „Der Franzose will anerkannt sein. Er will den Ton angeben. Er will im großen Konzert unter denen sitzen, die vom Zuschauer gesehen werden können, ein Instrument spielen, das auffällt. Er unterstreicht sich und will für seine Leistung, ob Schein oder Wirklichkeit, gelobt sein. Und am stärksten drückt sich diese Geisteshaltung aus in einer harmlosen Genügsamkeit, in einer naiven Freude über das, was sie getan haben, oder was die Ihrigen tun oder taten.“ Diese Zeilen scheinen mir sehr gut den Eindruck wiederzugeben, den das französische Verhalten auf alle Deutschen macht. Weil den Deutschen der sogenannte Hochmut der Franzosen unerträglich ist, verlieren selbst die Besten leicht die Lust zu Annäherungsversuchen, die nicht selten die Kluft nur noch vertiefen.

Trotzdem brauchte der Deutsche auch dieses Hindernis nicht als unüberwindlich anzusehen. Er müßte es nicht so ernst nehmen. Der Franzose ist bekanntlich leichtsinnig, und dieser Leichtsinn fällt oft als Schatten auf seine besten Eigenschaften, kann aber auch seine Fehler teilweise entschuldigen. Man darf durchaus nicht meinen, Hochmut sei ein charakteristischer Grundzug, der das ganze Wesen des Franzosen bestimme. Er ist nach meiner Ansicht weniger stolz als eitel. Auch in dem vorhin erwähnten Briefe heißt es: „...für einen Deutschen ist ‚das erste Wort haben wollen‘: Imperialismus; ‚gelobt sein wollen‘: Stolz; ‚von sich reden‘: Verdrängen der andern; ein Franzose aber urteile durchaus nicht so. Ich will damit nicht sagen, es gebe nicht auch einige Franzosen, die in Wirklichkeit genau so denken wie die Deutschen, aber die Volksseele ist da grundverschieden. Die Presse kennt ihre Pappenheimer. Und so kitzelt sie die Leser mit Eigenlob, mit Herausstreichen der Initiative usw., daß es uns einfach kindisch vorkommt. Nehmen Sie die letzten Wochen seit der Tardieu-Erklärung in Genf. Der ‚Temps‘ kann nicht anders, als seine Artikel mit den Worten schließen: Wir führen, wir arbeiten positiv, wir schlagen vor — kurz: wir schaffen die Sache. Und das ist es ja gerade, was die andern Euch vorwerfen. Ihr wollt führen, also Imperialismus. Ihr wollt den Ton angeben, also Euern Willen durchsetzen. Ihr wollt für diese Leistungen anerkannt sein, also französischer Stolz.“ Auf beiden Seiten wird leider allzu häufig derselbe Fehler gemacht, wenn wir die Deutschen von heute nach Friedrich dem Großen, und wenn die Deutschen uns nach Ludwig XIV. und Napoleon I. beurteilen. Darüber sind sich Kenner beider Länder einig.

Ist so der französische Hochmut auf das richtige Maß zurückgeführt, dann könnte der Deutsche zur Beseitigung dieses Hindernisses wohl nichts

Besseres tun, als sich damit abzufinden. Denn der Franzose wird immer Franzose bleiben, und um uns miteinander zu verständigen, müssen wir uns gegenseitig nehmen, wie wir sind. Das ist gewiß nicht leicht, und der Charakterunterschied kann zu Zeiten recht unangenehm werden. Wir stehen hier an einem Punkte, wo menschliche Beweggründe durch höhere Erwägungen verstärkt werden müssen. Schon in rein weltlichen Dingen opfern wir berechnete Neigungen nicht selten unserem Vorteil. Aber bei der deutsch-französischen Verständigung handelt es sich nicht bloß um Vorteile — dann könnten wir die Regelung den Wirtschaftlern überlassen —, sondern um höhere Aufgaben, und hier kommen die unwandelbaren Gesetze des Christentums in Frage, die Lehren von der Opfergesinnung und von der Achtung vor der Persönlichkeit. Das gilt für ganze Völker ebensogut wie für einzelne Menschen, und so führt in unserem Falle die Achtung vor der Persönlichkeit zu der Forderung, die Franzosen zu nehmen, wie sie sind.

Selbstverständlich haben es die Franzosen gegenüber den Deutschen geradeso zu machen. Darauf gehe ich aber nicht weiter ein, weil ich dann in die unliebsame Lage käme, zu Deutschen von ihren Charakterfehlern sprechen zu müssen, und weil ich es folgerichtig ablehne, die französische Verständigungsbereitschaft davon abhängig zu machen, wie weit die Deutschen ihre Fehler ablegen.

Vielleicht wird man sagen, die hier verlangte Durchführung des christlichen Gesetzes der Nächstenliebe übersteige das gewöhnliche Maß menschlicher Kräfte. Das wäre richtig, wenn wir uns zunächst mit unsern gegenseitigen Charakterschwächen vollständig abfinden müßten, und dann erst mit Aussicht auf Erfolg an einer Verständigung arbeiten könnten. Nein, es sollte nur gesagt werden, daß wir bei der Gesamtfrage unserer Verständigung auch die aus unsern Charaktereigentümlichkeiten sich ergebende Schwierigkeit beständig im Auge behalten und bekämpfen müssen. Zum Beispiel: Frankreich wird wohl nie ein wirkliches oder vermeintliches Zugeständnis machen, ohne überall seine Großmut zu verkünden und von Deutschland eine Äußerung des Dankes zu erwarten. Es will nun nicht gesagt sein, Deutschland solle so „politisch“ sein, Dankbarkeit auf alle Fälle wenigstens vorzutäuschen; aber auf keinen Fall sollte es sich durch die ihm mißfallende französische Form stören lassen, sondern es sollte rein sachlich vorgehen. Ich weiß wohl, daß der Ton die Musik macht, aber wo es um lebenswichtige Dinge geht, darf man den Erfolg doch nicht durch Empfindlichkeit oder gar durch eine Frage der Etikette gefährden.

Damit nun unsere Gedanken aus ihrer abstrakten Fassung auch noch ins Licht sachlicher Fragestellung gerückt werden, sollen einige der wichtigsten von diesen Fragen ausdrücklich besprochen werden. Tatsächlich gibt es ja deren eine ganze Reihe, in denen die schon an und für sich außerordentlichen Schwierigkeiten fast unüberwindbar werden, wenn auf deutscher oder auf französischer Seite nicht die richtige psychologische Einstellung gefunden wird.

Der Völkerbund gilt bei vielen Deutschen als eine französische Erfindung zu Gunsten der Nutznießer des Sieges von 1918. Alle französischen

Nationalisten halten denselben Völkerbund für einen Angriff Wilsons auf die Selbständigkeit der Staaten zum Schaden Frankreichs, das an der vollen Ausnutzung seines Sieges gehindert werden sollte. Freilich sehe man, daß diese Friedensgesellschaft ein kraftloses Wahngelbde sei und mehr schade als nütze. Deshalb sind in Frankreich die Anhänger des Völkerbundes auch Befürworter der Verständigung mit Deutschland, und die französischen Katholiken wissen, was es kostet, sich diesen Leuten offen anzuschließen. Deswegen verteidigen die französischen Friedensfreunde bei ihren Landsleuten den Völkerbund durch Hervorhebung der Vorteile, die er Frankreich gebracht habe, und des großen Einflusses, den Frankreich in Genf ausübe. Das betrachten dann die deutschen Gegner des Völkerbundes wieder als eine Bestätigung ihrer Ansicht.

Nimmt man aber den Völkerbund, wie er nach seiner Verfassung ist, und nicht, wie er in unsern nationalistischen Zeitungen aussieht, entfernt man von seinen Beschlüssen alles Grau und alles Rosa, womit die unausbleibliche französische Windbeutelerei sie übermalt hat, so fügt er sich ebenso gut und ebenso schlecht in die deutsche Rechnung ein wie in die französische. Es geht ihm wie dem Papste, den die Deutschen regelmäßig für franzosenfreundlich und die Franzosen regelmäßig für deutschfreundlich halten. Wer nachdenkt, wird kaum leugnen, daß es ohne Völkerbund um die internationalen Beziehungen schlimmer stände. Warum sollten also wir Katholiken in Frankreich wie in Deutschland für den Völkerbund nur ein überlegenes Lächeln übrig haben?

Sehr verwickelt ist die Frage der Zahlungen Deutschlands an seine früheren Feinde. Ganz natürlich richten sich alle deutschen Hoffnungen auf diesen Punkt. Hier ist ein Stück Zukunft, das sich jedenfalls leichter übersehen läßt als die Gesamtkrise der Wirtschaft. Deutschland verlangt nach einer endgültigen Lösung und erwartet davon vielleicht mit übersteigerter Zuversicht die rettenden Wirkungen, die ihm das Hoovermoratorium nicht gebracht hat. Daher von deutscher Seite die immer wiederholte Beteuerung der dauernden Zahlungsunfähigkeit, von französischer Seite der klassische Hinweis auf die Unantastbarkeit der Verträge mit ihren „frei“ gegebenen Unterschriften.

Keine von beiden Parteien paßt sich damit der wirklichen Lage psychologisch an. Jeder Franzose, der sich auch nur ein wenig umgesehen hat und gegen Zeitungsgeschrei, ganz gleich, aus welcher Richtung, leidlich gefeit ist, gibt im Grunde seines Herzens zu, daß Deutschland nicht bezahlen kann. Trotzdem weist er die deutschen Forderungen als „endgültige“ Lösung zurück. Denn für ihn lautet die Frage nicht, ob Deutschland bezahlen wird — das hält er für ausgeschlossen —, sondern wer denn schließlich bezahlen wird. Die Frage ist nicht zwischen Deutschland und Frankreich, sondern nur international und mehr wirtschaftlich als politisch zu lösen. Zur Zeit des Youngplanes hatte ein Kreditbrief noch den vollen Wert, auf den er lautete, und darauf bauten die Gläubigerstaaten ihre Finanzpolitik: man denke nur an die amerikanische „bonus bill“. Deshalb ist das Konto „Reparationen“, das nun einmal zu decken ist, sei es von diesem oder jenem, nicht mehr ein nur auf dem Papier stehender Kredit, den

man einfachhin streichen könnte, sondern ein Schuldschein auf bereits gemachte Ausgaben. Wer wird sie decken? Da wir wissen, daß niemand bezahlen will, und daß die Frage noch gar nicht so klar gestellt werden darf, so ziehen wir es vor, zu warten, über Moratorien zu verhandeln, Ausschüsse einzusetzen usw. Unterdessen bezahlt niemand. Nach meiner Ansicht lassen die Deutschen es an Sachlichkeit fehlen, wenn sie über die nationale Seite der Frage hinwegsehen und vergessen, daß der Franzose, wie es seine Art ist, auch hier wieder allzu verstandesmäßig ein juristisches Begriffsgebäude errichtet. Statt sich darüber zu ärgern, müßte man das Problem vom internationalen Standpunkt betrachten und sich fragen, ob in diesem Sinne eine endgültige Lösung heutzutage möglich ist.

In der Abrüstungsfrage haben Deutschland und Frankreich kaum den Versuch gemacht, einander zu verstehen. Kaum hatte Tardieu in Genf seine „sensationellen“ Vorschläge gemacht, also als echter Franzose im Konzert des Völkerbundes ein „auffallendes“ Instrument gespielt, als die deutsche Presse sofort diesen „gefährlichen“ Plan rundweg verwarf. Kaum hatte Brüning die deutschen Abrüstungsvorschläge bestimmt ausgesprochen, als die französische Presse sie für Vorwände des deutschen Militarismus erklärte und glatt ablehnte.

Prüft man aber den französischen und den deutschen Antrag mit ruhigem Blute, so findet man, daß beide miteinander vielleicht durchaus nicht unvereinbar sind. Man hat auf beiden Seiten zu viel auf die Form und zu wenig auf den Inhalt geachtet, man hat sich mehr bemüht, die gegnerische Forderung zurückzuweisen als die eigene annehmbar zu machen. Denn es ist etwas ganz anderes, ob man zu irgend einem Vorschlag sagt: „Nein, sondern“ oder „Ja, aber“.

In der letzten Zeit scheint man etwas weniger als früher von Überprüfung der Friedensverträge zu sprechen, vielleicht weil man sich überzeugt hat, daß in dieser Forderung zuviel verschiedenartige Dinge stecken, vielleicht auch, weil die augenblicklich brennenden Fragen, die doch alle irgendwie mit den Friedensverträgen zusammenhängen, nur noch schwieriger werden, wenn man sie ausdrücklich mit ihnen in Verbindung bringt. Im stillen fühlt aber jeder, daß schließlich alles auf eine Nachprüfung der Friedensverträge hinausläuft.

Hier ist nun höchste Sachlichkeit erforderlich. Man darf die Verträge weder ohne Rücksicht auf ihre Entstehung noch außerhalb ihres internationalen Rahmens betrachten. Vor allem muß man die Wirkung jedes zu stellenden Antrages und nicht zuletzt die Form, in der er zu stellen ist, psychologisch fein berechnen. Es wäre also verkehrt, die Verträge nur vom Gesichtspunkte der Gerechtigkeit zu beurteilen; denn mag bei ihren Urhebern noch soviel Selbsttäuschung im Spiele gewesen sein, es ist klar, daß sie aus dem Kriege herausgewachsen und davon untrennbar sind. Die Revision des einen fordert also die Revision des andern: ist das heutzutage möglich? Jedenfalls heißt es von den Dingen eine kindliche Vorstellung haben — wie es hier und da, bewußt oder unbewußt, wirklich der Fall ist —, wenn man meint, eines Tages setzten sich alle beteiligten Staaten um einen grünen Tisch, änderten die Verträge und dann komme das Heil.

Irrigerweise bringt man sehr oft den „statischen“ Franzosen in Gegensatz zum „dynamischen“ Angelsachsen. Wer etwas von der französischen Philosophie und Literatur des 20. Jahrhunderts weiß, hat beobachten können, daß Frankreich sich der Dynamik durchaus nicht verschließt, obgleich die Entwicklung bei uns ein anderes Maß hat und auf stärkere Widerstände stößt als in Deutschland. Um die Verständigung zu schaffen, müßte man die beiderseitige Dynamik ineinanderspielen lassen. Das ist unter zwei Bedingungen möglich: man darf von Frankreich nicht eine explosive Dynamik verlangen — gegen die wird es sich aufbäumen —, und man muß fest überzeugt sein, daß die Überprüfung der Verträge kommen wird, aber man schweigt besser davon. Denn Überprüfung bedeutet für uns Franzosen, daß wir uns getäuscht, daß wir unsern Sieg überschätzt haben, und daß wir unsern Fehler wiedergutmachen müssen: lauter Dinge, die wir bei unserem Temperament kaum öffentlich eingestehen, wohl aber vielleicht zur stillschweigenden Voraussetzung unseres Verhaltens machen können. Wer mit uns zu tun hat, muß sich gerade hier an die Sache halten und um die Form nicht rechten wollen.

Mit diesen kurzen Ausführungen zur Psychologie der deutsch-französischen Verständigung sollte die Frage natürlich nicht allseitig beleuchtet, sondern nur an einigen vielleicht zu wenig beachteten Punkten geklärt werden. Wer die Sätze nicht aus ihrem Zusammenhang reißt, um sie bequemer für Parteizwecke verwenden zu können, mag wohl finden, daß sie im ganzen wenig Hoffnungen wecken. Ich kann nicht leugnen, daß ich mich zum Pessimismus versucht fühle. Aber die Heuchelei oder die Höflichkeit oder selbst sogenannte „übernatürliche Christenliebe“, hinter der wir allzu oft unsere wirkliche Gesinnung verborgen haben, ist uns gewiß schädlicher gewesen als die Wahrheit, und sei sie noch so düster.

Andere Leser werden meine Worte vielleicht als eine versteckte Werbung für die französische Auffassung betrachten und dabei wieder unsere nationale Selbstgefälligkeit und einseitig verstandesmäßige Art feststellen. Wer so denkt, hat Gelegenheit, meine Ratschläge für Nationalfehler zu befolgen und mir zu verzeihen, daß ich ein unheilbarer Franzose bin.

Noch andere könnten der Ansicht sein, ich hätte die Tatsachen zu sehr vereinfacht, mit massenpsychologischen Unterscheidungen sei es in so verwickelten internationalen Fragen nicht getan. Darauf würde ich antworten, daß es ja nicht meine Absicht gewesen ist, mich auf das Gebiet der Wirtschaftslehre oder der Staatswissenschaften zu wagen. Ich wollte nur von der geistigen Einstellung der beiden Völker zu den zwischen ihnen schwebenden Fragen sprechen und dabei besonders hervortreten lassen, wie sich nach meiner Ansicht ein Katholik in dieser Lage verhalten sollte.